

(城西人文研究 第20卷 第1号)

«Übersetzung»

Atsushi Nakajima:

„Der Schüler“ (2) und „Der Tiger im Mondlicht“

übersetzt von Nobuhiro Kawauchi und Stefan Wundt

9

Der König Rei des Landes Ei war ein sehr willensschwacher Mann. Er war nicht so töricht, um Weisheit und Talentlosigkeit nicht erkennen zu können, aber ihn freuten mehr süße Schmeicheleien als bittere Warnungen. Die Geschicke seines Landes entschied nämlich der Harem.

Die Königin Nanshi war wegen ihrer Lüsterheit berüchtigt. Noch als Prinzessin des Landes So hatte sie ein Verhältnis mit ihrem Stiefbruder Cho, der wegen seines guten Aussehens berühmt war. Und als sie dann die Gattin des Königs von Ei geworden war, ließ sie ihren Liebhaber aus So rufen und setzte ihr unsittliches Verhältnis fort. Sie hatte eine überdurchschnittlich hohe Begabung und mischte sich sogar in die Regierungsgeschäfte des Königs Ei ein, der ihr in allem zustimmte. So wurde es zur Gewohnheit für jemandem, der den König sprechen wollte, sich zuerst mit der Königin Nanshi gutzustellen.

Als Konfuzius aus dem Lande Ro nach Ei kam, wurde er vom König Ei zu einer Audienz vorgeladen und sah dabei keinen besonderen Anlaß, die Königin Nanshi vorher zu begrüßen. Das erregte ihr heftiges Mißfallen. Sofort schickte sie einen Boten zu Konfuzius, der ihm mitteilen sollte, daß die Weisen aus allen Himmelsrichtungen, die den König treffen wollten, zu erst der Königin ihre Ehre erweisen mußten.

Das mußte also auch Konfuzius. Die Königin Nanshi erteilte ihm hinter einem dünnen, prächtigen Vorhang ihre Audienz. Als er seinen Kopf auf den Boden drückte und sie aufs Höflichste begrüßte, verbeugte sie sich zweimal ganz förmlich, und in einer Chronik wird berichtet, daß plötzlich die Edelsteine an ihrem Gürtel zu klingeln begannen.

Nach seiner Rückkehr vom königlichen Hofe, zeigte Shiro seinen unverblühten Groll. Ihm wäre lieber gewesen, wenn Konfuzius Nanshi nicht weiter beachtet hätte. Er wollte nicht, daß Konfuzius sich von einer verführerischen Frau betrügen ließ. Sein Lehrer sollte unbedingt rein bleiben, und es war ihm ganz peinlich, daß dieser sich vor so einem liederlichen Weib verbeugt hatte. Shiro konnte wie der Besitzer eines Juwels es nicht ertragen, daß auch nur der kleinste Schatten von Schmutz sich auf der Oberfläche dieses Edelsteins spiegelte. Andererseits kam es Konfuzius seltsam vor und machte ihn sogar in Verlegen, daß ein tüchtiger Praktiker wie Shiro immer noch wie ein großes Kind war, das einfach nicht erwachsen werden wollte.

Eines Tages kam von König Ei zu Konfuzius ein Bote, der ihm meldete, der König wolle mit ihm auf dem Wagen eine Rundfahrt durch die Hauptstadt machen und ihn über allerlei befragen. Erfreut zog sich Konfuzius andere Kleider an und machte sich auf den Weg zum Palast.

Diesen barschen, alten Mann von hoher Statur verehrte der König Rei wie wahnsinnig, aber die Königin Nanshi konnte es nicht ertragen, daß die beiden ohne ihre Erlaubnis durch die Hauptstadt fuhren.

Nach der Audienz mit dem König im Palast wollte Konfuzius in den Wagen einsteigen, doch darin saß schon die Königin Nanshi in Galakleidung, daß es für ihn keinen Platz mehr gab. Die Königin warf einen boshaften Blick auf den König, was selbst dem weisen Konfuzius unangenehm war, und er beobachtete kühl den König. Der König senkte vor Scham seinen Blick, brachte aber Nanshi gegenüber kein einziges Wort heraus. Schweigend zeigte er mit dem Finger auf

einen anderen Wagen, in den sich Konfuzius setzen sollte.

So fuhren zwei Wagen durch die Hauptstadt des Landes Ei. Der erste war ein luxuriöser, vierrädriger Pferdewagen, in dem der König mit der schönen Königin Nanshi saß, die wie eine Rose glänzte. Dahinter in einem zweirädrigen, elenden Ochsenkarren saß ganz verlassen Konfuzius seinen Kopf ganz nach vorne richtend. Auf beiden Straßenseiten stießen die Leute heimliche Klagen und abschätzige Seufzer aus.

Shiro hatte sich unter die Leute gemischt, und beobachtete diese Szene. Ihm wallte vor Wut das Blut, denn er wußte, wie sehr sich sein Lehrer über die Einladung des Königs gefreut hatte. Mit koketem Geschrei fuhr Nanshi an ihm vorbei. Selbstvergessen vor Wut, mit geballten Fäusten, die Leute zur Seite drängend wollte er nach vorne springen, doch da wurde er von hinten zurückgehalten. Mit wild blitzenden Augen wollte er sich losreißen. Da bemerkte er wie Shijaku und Shisei ihn mit Tränen in den Augen beim Ärmel faßten. Erst da ließ Shiro seine Fäuste sinken.

Am nächsten Tag verließ Konfuzius mit seinen Leuten das Land Ei. Konfuzius klagte: „Ich habe keinen Menschen gefunden, der die Tugend mehr liebt als die Lust.“

## 10

Chin Shoryo, der Gouverneur der Provinz Sho des Landes So, hatte eine außergewöhnliche Vorliebe für Drachen. In seinem Wohnzimmer ließ er Drachen schnitzen und in seine Vorhänge Drachen stecken, so daß er in seinem alltäglichen Leben immer von Drachen umgeben war. Als ein wahrer Himmelsdrache davon gehört hatte, stieg er eines Tages vom Himmel herab, um diesen Drachenliebhaber zu sehen. Der Drache war von einer wundersamen Größe, daß sein Kopf aus dem Fenster und sein der Schwanz aus der Halle herausragte. Als der Gouverneur ihn sah, wurde er von solcher Furcht ergriffen,

daß er floh.

Alle Führer lobten zwar dem Namen des weisen Konfuzius, aber sein wirkliches Wesen erfreute sie wenig. Er war für sie so etwas wie der riesige Drache für Chin Shoryo. Konfuzius war ihnen in Wirklichkeit in seiner Größe bei weitem überlegen. Es gab Länder die ihn wie einen Ehrengast empfangen wollten. Es gab auch Länder, die einige seiner Schüler anstellten, aber es gab kein Land, das seine Politik verwirklichen wollte. Konfuzius wurde im Lande Kyo von Aufrührern beinahe überwältigt, im Lande So von bösen Untertanen verfolgt und im Lande Ho von einem Übeltäter angegriffen. Alle Führer mieden Konfuzius, regierungstreue Gelehrte waren auf ihn neidisch, und Politiker versuchten ihn zu behindern. Das war die allgemeine Stimmung, die er antraf.

Dennoch gaben Konfuzius und seine Schüler ihre Vorlesungen nicht auf, sie arbeiteten fleißig und setzten unermüdlich ihre Reisen fort. „Vögel können sich die Bäume auswählen, aber wie können Bäume sich die Vögel auswählen?“ Sie waren stolz auf ihre Tätigkeit, niemals unzufrieden und wünschten von ganzem Herzen eine Stellung zu finden. Diese suchten sie nicht für sich selbst, sondern sie wollten der Welt mit ihrer Lehre dienen. Man war fast sprachlos, daß sie an so etwas im Ernst tatsächlich glaubten. Sie waren arm, aber immer heiter und gaben nie ihre Hoffnung auf. Sie waren wirklich eine ganz wundersame Gemeinschaft.

Als sie der Einladung des Königs Sho folgend nach dem Lande So sich begeben wollten, wurden sie unterwegs vom Pöbel umzingelt, den die Mächtigen der Länder Chin und Sai heimlich aufgehetzt hatten, weil sie fürchteten, Konfuzius würde im Lande So eine Stellung finden. Es war nicht das erste Mal, daß sie vom Pöbel angegriffen wurden, aber dieses Mal gerieten sie in schwerste Not. Da sie von der Proviantzufuhr abgeschnitten waren, konnten sie sieben Tage lang keine warmen Speisen zu sich nehmen. Sie litten an Hunger, wurden immer erschöpfter und einer nach dem anderen

wurde krank. Trotz der Niedergeschlagenheit und Angst seiner Schüler war die Lebenskraft des Konfuzius ungebrochen, und er sang und musizierte wie immer. Shiro, der Hunger, Furcht und Müdigkeit der anderen Schüler nicht mehr ertragen konnte, wurde auf den fröhlich musizierenden Konfuzius böse, ging auf ihn zu und fragte: „Ist es eigentlich nicht ganz unpassend, in der jetzigen Lage zu singen?“ Konfuzius antwortete nicht und spielte weiter. Als er mit einem Lied zu Ende war, sagte er endlich.

„Ach du! Ich will dir sagen. Der Weise liebt die Musik, um seinen Hochmut zu verlieren. Kleine Leute lieben die Musik, um ihre Furcht zu verjagen. Warum folgt ihr mir eigentlich, ohne mich zu kennen“.

Einen Augenblick lang traute Shiro kaum seinen Ohren. Macht man ausgerechnet jetzt in schwerster Not Musik, um seinen Hochmut zu bekämpfen? Sofort aber begriff er die Worte seines Lehrers und war so sehr erfreut, daß er mit seiner Waffe in der Hand zu tanzen begann. Danach spielte Konfuzius dreimal mit seiner Laute auf Sie vergaßen nun Hunger und Müdigkeit und erfreuten sich eine ganze Weile an diesem improvisierten, wilden Tanz.

Doch die Gefahr änderte sich nicht, denn die Belagerung wurde nicht aufgehoben. Da fragte Shiro den Konfuzius, ob auch der Weise in Not gerade. Denn nach dessen Lehre glaubte er, daß der Weise nie in Gefahr komme. Konfuzius antwortete ihm sofort: „Wenn er in Not gerät, dann wäre das die moralische Not? Nun ich hege die Hoffnung, daß der Weg der Moral sich verwirklicht, lebte man auch in unruhigen Zeiten. Was bedeutet es eigentlich, in Not zu geraten? Wenn das Hunger und Müdigkeit bedeutete, dann käme natürlich auch der Weise in Not. Aber dadurch geraten doch eher kleinmütige Leute in Not und Verzweiflung.“ Darin unterscheidet sich der Weise vom kleinen Mann. Shiro mußte erröten, denn Konfuzius hatte und indirekt auf seine Kleinmut hingewiesen. Es bereitete Konfuzius große Qualen, daß die Menschen in schwere Not und sogar in Lebens-

gefahr gerieten, aber dennoch blieb er auch in dieser verzweifelten Lage ganz ruhig. Shiro mußte den hohen Mut des Konfuzius bewundern. Er war einmal auf seinen Mut, wenn die anderen mit den Schwertern auf ihn losgingen, ganz stolz gewesen, jetzt aber kam ihm das ganz belanglos vor.

## 11

Auf dem Weg von der Stadt Kyo nach der Stadt Sho ging Shiro allein auf einem Feldweg in weitem Abstand hinter Konfuzius her, wo er einen Alten mit einem Korb auf dem Rücken erblickte. Er begrüßte ihn heiter und fragte, ob er seinen Lehrer gesehen habe. Der Alte blieb stehen und antwortete grob: „Du sagst ‚Mein Lehrer, mein Lehrer‘, aber ich weiß nicht, wer dein Lehrer ist.“ Nachdem er sich Shiro genau angeschaut hatte, sagte er mit verächtlichem Lächeln: „Wenn ich dich so sehe, kommt es mir vor, als ob du, ohne dich mit einer praktischen Arbeit abzumühen, den ganzen Tag mit leeren Worten herumspielen kannst.“ Danach ging er aufs Feld, und begann emsig das Unkraut zu jäten, ohne Shiro weiter zu beachten. Das mußte bestimmt ein Einsiedler sein, dachte Shiro, verbeugte sich tief seinen Kopf und wartete auf eine Antwort. Doch nachdem der Alte schweigend seine Arbeit verrichtet hatte, nahm er Shiro in sein Haus mit. Es begann schon zu dämmern. Der Alte schlachtete einen Fasan, kochte Hirse und setzte das Shiro vor. Dann zeigte er ihm seine zwei Söhne. Nach dem Essen spielte er, von dem noch nicht ganz ausgegorenen Laotschu betrunken, die Laute, und die zwei Söhne begleiteten ihn mit ihrem Gesang.

Der Tau in der Nacht fällt so reichlich auf die Pflanzen.

Er trocknet erst im morgendlichen Sonnenschein.

Trinkt die ganze Nacht bis zur vollkommenen Trunkenheit!

Und macht euch dann auf den Heimweg!

Trotz ihrer ärmlichen Lebensweise war das Haus vom Reichtum

einer anheimelnden Atmosphäre erfüllt. Auf den gelassenen und friedlichen Gesichtszügen bemerkte Shiro ihre leuchtete Verstandeskraft.

Nachdem der Alte die Laute gespielt hatte, sagte er zu Shiro, es sei seit altersher bestimmt, daß man zu Lande mit dem Wagen und zu Wasser mit dem Schiff fahre. Wie wäre es nun, wenn man jetzt zu Lande mit dem Schiff fahre? Das wäre genauso, als wenn man in der jetzigen Zeit die Gesetze des alten Shu-Reiches wieder in Kraft setzte. Wenn man einem Affen die Kleidung des Königs Shu anlegte, würde er sie bestimmt erschrocken von seinem Körper reißen und wegwerfen, und so weiter.....Es war klar, der Alte wußte, daß Shiro ein Schüler des Konfuzius war. Dann sagte er: „Wenn man das ganze Leben, so nimmt wie es ist, dann erst kann man seinen Willen durchsetzen und nicht, wenn man Rang und Ehren annimmt.“ Das Ideal des Alten war, frei und ruhig zu leben. Shiro hatte nicht zum ersten Mal von Weltentsagung gehört. Auch den beiden weisen Einsiedlern Cho So und Ketsu Deki war er begegnet, sowie Setsu Yo aus dem Lande So, der sich wie ein Wahnsinniger gebärdete. Aber er hatte nicht an ihrem Leben teilgenommen und war nicht einmal eine Nacht bei ihnen geblieben. Als er die milde Stimme des Alten hörte und sah, wie vergnügt er war, empfand er ein wenig Neid gegenüber seiner idyllischen Lebensweise.

Aber seinen Worten konnte er nicht immer schweigend zustimmen. „Der Welt zu entsagen ist zwar schön, aber das Ziel des Menschen besteht nicht allein darin, Freuden zu erlangen. Ich bin dagegen, wenn man nur seinem kleinen ‚Ich‘ lebt. Man wird in seinen eigentlichen ethischen Zielen unsicher und weicht vom wirklichen Weg des Menschen ab. Wir wissen, daß es unmöglich ist, den Weg dieser Welt zu verwirklichen, und wie gefährlich es ist, ihn zu erklären. Aber gerade, weil man den wahren Weg vergißt, muß man trotz aller Gefahr versuchen diesen Weg zu finden.“

Am nächsten Morgen verließ Shiro das Haus des Alten und eilte davon. Dabei verglich er Konfuzius mit dem Alten. Die Einsichten

des Konfuzius stehen dem Alten auf keinen Fall nach, und auch seine Begierden sind nicht so groß. Dennoch gibt er seinen eigenen Weg auf und wandert in der Welt umher, um den wahren Weg zu verwirklichen. Bei dem Gedanken daran fühlte Shiro plötzlich einen wilden Haß gegen jenen Alten. Gegen Mittag sah er weit entfernt vor sich in einem noch grünen Kornfeld eine Ansammlung von Menschen. Aus dieser Gruppe ragte besonders die hohe Gestalt des Konfuzius hervor. Shiro fühlte plötzlich einen ihm das Herz zuschnürenden Schmerz.

## 12

Auf der Fähre zwischen den Ländern So und Chin diskutierten Shiko und Shiga über folgende Worte ihres Lehrers: „Auch in einem kleinen Dorf mit nur zehn Häusern gibt es bestimmt wenigstens einen Mann, so zuverlässig und treu wie mich, aber keinen, der die Wissenschaft so sehr liebt.“ Shiko war aber der Meinung, daß trotz dieser Worte die hervorragende Größe des Konfuzius auf seiner angeborenen, außergewöhnlichen Genialität beruhe. Shiga behauptete jedoch, daß dafür hauptsächlich seine außerordentlichen Anstrengungen zur Selbstvervollkommnung der Grund seien. Der Unterschied in der Fähigkeit zwischen Lehrer und Schüler sei daher eher quantitativ als qualitativ, denn Konfuzius' Eigenschaften, die besitzen alle Menschen. Aber jede Einzelheit, die seine jetzige Größe ausmache, habe er durch unermüdliche, schwere Arbeit an sich selbst erworben. Da entgegnete Shiko, wenn jedoch der quantitative Unterschied so groß sei, entspreche dieser letztlich dem qualitativen. Und die unermüdliche, strenge Arbeit an sich selbst zur Erlangung der Selbstvollkommenheit sei schließlich der Beweis für seine angeborene, hervorragende Fähigkeit. Aber, was vor allem den Kern für die Genialität des Konfuzius ausmache, sei dazu noch sein hervorragender Sinn für den goldenen Mittelweg. Er sagte: „Wenn man einmal das Verhalten unseres Lehrers als schön beschreiben möchte, dann ist es vor allem dieser wunderbare Instinkt.“



„Was soll denn dieses Geschwätz“, sagte Shiro, der mit verärgertem Gesicht dabeisaß. „Ihr bewegt doch nur eure Zungenspitzen, aber mit dem Herzen seid ihr gar nicht dabei. Wenn nun dieses Boot kenterte, dann würdet ihr ganz bleich vor Schreck. Denn wenn es wirklich darauf ankommt, dann bin ich der einzige, der dem Lehrer helfen kann.“ Shiro sah sich die zwei geistreichen und redegewandten Jungen an und dachte, daß schöne Worte nur die Tugend verderben, und er verließ sich stolz auf seine reine Gesinnung.

Aber auch Shiro war nicht immer mit seinem Lehrer ganz zufrieden.

Rei, der König des Landes Chin, hatte mit der Ehefrau eines Untertanen ein Verhältnis, mit ihrem Unterhemd bekleidet ging er zum Hof und zeigte es voller Stolz, doch als Setsu Ya, einer seiner Untertanen, ihn zurechtwies, ließ er ihn töten. Über dieses Ereignis vor etwa hundert Jahren fragte einer der Schüler den Konfuzius: „Kann man nicht den Tod des Setsu Yas mit dem des großen weisen Vasallen, Hi Kans, in alter Zeit vergleichen, da sie beide wegen ihres Tadels am König bestraft wurden? Ist Setsu Yas Tat nicht die Vollendung der Tugend?“ Konfuzius antwortete: „Nein. Hi Kan war mit dem König Chu blutsverwandt und zugleich von hohem Rang. Er konnte erwarten, daß der König nach seinem Tod seine Tat bereuen würde, daher handelte Hi Kan im Sinne der Tugend. Setsu Ya war mit dem König nicht blutsverwandt und dazu noch von niedrigem Rang. Wenn er also der Meinung gewesen wäre, der König und das Land hätten falsch gehandelt, hätte er sich ohne zu zögern zurückziehen müssen. Stattdessen tadelte er den König, ohne seine Grenzen zu kennen, wegen seines unsittlichen Liebesverhältnisses und warf damit vergeblich sein Leben weg. So etwas kann man doch nicht Tugend nennen.“

Der Schüler war damit überzeugt, aber Shiro konnte keineswegs einverstanden sein und sagte: „Jetzt lassen wir einmal die Tugend beiseite. Es muß doch, weil er sein Leben aufs Spiel setzte, um das

Land zu retten, etwas ganz Großartiges gewesen sein, das den menschlichen Verstand weit übertrifft? Man kann doch ganz sicher sagen, daß er sein Leben selbstlos wegwarf, ohne ein Ergebnis zu erwarten.“

„Yu, du kannst das Gute nur in einer so winzigen, gerechten Tat erkennen, aber nicht das Gute in der wahren Gerechtigkeit. Wenn ein Land richtig regiert wurde, stand ein Mann in alter Zeit seinem König treu zur Seite, wenn nicht, zog er sich zurück, um der Gefahr zu entgehen. Die Schönheit in so einem Verhalten kannst du noch nicht verstehen. Ein Gedicht besagt: „Wenn es viele böse Menschen gibt, darf man nicht von sich aus sich gegen das Böse erheben. Im Falle von Setsu Ya träfe das zu.“

„Ist dann sich selbst zu schützen, das wichtigste auf dieser Welt?“ fragte Shiro nach langem Überlegen. „Ist nicht vielmehr am wichtigsten, sich selbst zu opfern, um die Gerechtigkeit zu erlangen? Ist denn das gute Verhalten eines einzelnen Menschen wichtiger als eine Gefahr die Volk und Staat bedroht? Wenn Setsu Ya jetzt sich beim Verfall der Sitten nur beschämt zurückziehe, bringe er zwar sein Leben in Sicherheit, aber was für eine Bedeutung hätte das für das Volk von Chin? Er mag zwar vergebens sein Leben opfern, aber das mag doch einen viel größeren Einfluß auf die Leute haben und ihnen zur Mahnung dienen.“

„Ich sage nicht, daß es am wichtigsten ist, sich selbst zu schützen. Dann würde man Hikan nicht als einen tugendhaften Menschen loben. Es gibt durchaus Situationen, in denen man im Namen der Gerechtigkeit sein Leben opfern soll, bestimmt nicht zu seinem eigenen Vorteil, sondern man muß die Weisheit besitzen, den richtigen Zeitpunkt dafür zu erkennen. Doch das Leben verlangt nicht die Fähigkeit, früh zu sterben.“

Als Shiro das hörte, konnte er zwar seinen Lehrer verstehen, aber so ganz zufrieden war er mit seinen Erklärungen nicht. Einerseits sagte der Lehrer zwar, man solle um der Tugend willen sein Leben weggeben, andererseits fühlte Shiro aber, daß er es für am weisesten hielt, sich durch Klugheit zu schützen. Das kam Shiro einfach nicht

aus dem Sinn. Die anderen Schüler merkten das nicht, denn sie schützten sich instinktiv durch diese Klugheit. Wenn also die Tugend und die Gerechtigkeit auf instinktiver Klugheit beruhten, dann würden sie bestimmt von keiner Gefahr bedroht.

Als Shiro an den Worten seines Lehrers zweifelnd hinwegging, blickte Konfuzius ihm traurig nach und sagte: „Er ist gerade wie ein Pfeil, ob nun Gerechtigkeit das Land regiert oder nicht. So ein Mann wird bestimmt wie Shi Gyo vom Lande Ei einmal eines gewaltsamen Todes sterben.“

Als das Land So das Land Go angriff, folgte ein Mann namens Koin Shoyo mit seinem Wagen dem Heer. Er nahm nicht eher seinen Bogen zur Hand, bis der Prinz Ki Shitsu neben ihm befahl: „Nimm deinen Bogen zur Hand und schieße einen Pfeil ab! Das ist ein Befehl des Königs.“ Dann tötete er mit einem Schuß den Feind, aber sogleich steckte er den Pfeil wiederum in seinen Ledersack. Wieder nahm er seinen Bogen auf Befehl des Prinzen und tötete zwei Feinde. Dabei schloß er seine Augen und betrauerte jedes Mal den Tod des Erschossenen. Nachdem er drei Feinde erschlagen hatte, fuhr er mit dem Wagen zurück, denn nun konnte er aus seiner Sicht genug über seinen Kriegserfolg berichten.

Konfuzius hörte mit Bewunderung zu und sagte: „Auch wenn man andere tötet, muß man sie achten.“ Für Shiro war das vollkommener Unsinn. Die Worte Shoyos: „Für mich ist es genug, drei Feinde erschlagen zu haben“, ärgerten ihn, denn daraus wurde klar, daß die Tat eines einzelnen wichtiger waren, als eine Angelegenheit von staatlicher Bedeutung. Entrüstet sagte er zu Konfuzius: „Wenn der König in Not ist, muß man als Untertan bis zum Tod für ihn kämpfen. Meinst du wirklich, daß Shoyos Verhalten gut war?“ Nicht einmal Konfuzius wußte darauf eine Antwort. Lächelnd sagte er nur: „Du hast recht. Ich denke nur an den Mann, dessen Herz beim Töten von Trauer erfüllt ist.“

## 13

Shiro besuchte viermal mit Konfuzius das Land Ei, blieb drei Jahre in dem Land Chin und wanderte durch die Länder Soh, Sai, Shoh und So.

Nun glaubte Shiro nicht mehr, daß es einen König gab, der die Lehre des Konfuzius verwirklichen wollte. Aber merkwürdigerweise war er ganz ruhig. Er hatte sich über die trübe Welt und die unfähigen Könige geärgert, und es hatte ihn sehr traurig gestimmt, daß sein Lehrer nicht beachtet wurde. Erst nach mehreren Jahren begann er vage das Schicksal des Konfuzius und auch das seiner Schüler zu begreifen. Doch ihr Verzicht war nicht tatenlos. Shiro erkannte nun, daß es nicht die Aufgabe seines Lehrers sei, in einem kleinen Land von der Zeit beschränkt zu sein, sondern in der ganzen Welt und für alle Zeitalter als ein Prophet zu leben. Als Konfuzius und seine Schüler in der Stadt Kyo von Aufständigen überfallen worden waren, hatte er mit Stolz gesagt: „Der König Bun war schon lange gestorben, aber die Kultur der Shu-Dynastie wird hier immer noch überliefert. Der Himmel hat diese Kultur nicht zerstört, also, können dann die Aufständigen mich, dem diese Kultur überliefert ist, zugrunderichten?“ Jetzt konnte Shiro diese Worte sehr gut begreifen. Auf jeden Fall soll man die Hoffnung nicht aufgeben, die Wirklichkeit nicht verachten und immer innerhalb der erlaubten Grenzen sein Bestes tun. Diese große Weisheit seines Lehrers hatte er nun begriffen, denn Konfuzius war sich immer bewußt, daß die Nachkommen die Taten eines Menschen beurteilen würden, und erst jetzt konnte Shiro seinem Verhalten ganz zustimmen. Der kluge Shiko verstand kaum etwas von der ewigen Bestimmung des Konfuzius. Das kam wahrscheinlich daher, daß er viel zu weltklug war. Der einfache Shiro konnte im Gegenteil die große Bedeutung des Konfuzius erfassen, und das kam vielleicht daher, daß seine Liebe zu dem Lehrer einfach und rein war.

Während der langen Wanderjahre mit Konfuzius näherte Shiro sich allmählich den fünfzig. Daß er sich seine Hörner abgestoßen hatte, konnte man zwar nicht sagen, aber er hatte ein würdevolles Auftreten. Seine eigene Geisteshaltung zeigt sich vielleicht in folgenden Worten: „Was kann man aus sich selbst machen, wenn einem eine gute Stellung angeboten wird?“ und auch in seinen scharfblickenden Augen zeigte sich schon jetzt seine stattliche Persönlichkeit.

## 14

Als Konfuzius zum vierten Mal das Land Ei besuchte, empfahl er Shiro, in diesem Land zu dienen, denn der junge König und seine Minister fragten Konfuzius nach seinem Rat. Nach etwa zehnjähriger Wanderung wurde Konfuzius schließlich in sein Heimatland berufen, aber Shiro blieb allein im Lande Ei zurück.

Seit zehn Jahren hatte Ei hauptsächlich wegen der Ausschweifungen der Kaiserin Nanshi ständig Streit. Zuerst plante Ko Shukuju die Vertreibung von Nanshi, aber wegen allerlei Verleumdungen gegen ihn floh er schließlich nach Ro. Dann versuchte der Prinz Kai Gai, der Sohn des Königs Rei, seine Schwiegermutter Nanshi zu erstechen, aber dieser Anschlag scheiterte, und er zog in das Land Shin. Der König Rei starb ohne Thronfolger, daß man gezwungen war, den kleinen Cho, den Sohn des vertriebenen Prinzen, als König Shutsu zu krönen. Auf diese Krone hatte der Prinz Kai Gai gelauert, der mit Hilfe aus dem Lande Shin in den Westen des Landes Ei eingefallen war. Der Vater hatte es nach der Stellung des Kindes abgesehen, doch dieses lehnte solch eine Forderung ab. In so einem Zustand befand sich das Land Ei, als Shiro dort seinen Dienst antrat.

Shiro hatte die Aufgabe, für die Familie Ko als Minister das Gebiet von Ho zu verwalten. Die Familie Ko war als vornehm bekannt, und das jetzige Familienoberhaupt, Ko Shukugyo, war seit angem wegen seiner Fähigkeiten berühmt. Das Gebiet Ho war das

ehemalige Lehen von Ko Shukuju, der vor kurzem von der Königin Nanshi verleumdet geflohen war. Daher widersetzte sich Ho in allen Dingen gegen das Land Ei. Die Bewohner von Ho waren schon immer wegen ihrer hitzigen Natur bekannt, und hier war es auch, wo Konfuzius und Shiro von einer aufrührerischen Rotte einmal überfallen worden waren.

Damals sagte man, Ho zu beherrschen sei schwer, denn es gebe viele Männer in der Blüte ihrer Jahre. Deshalb begab sich Shiro zu seinem Lehrer und bat ihn um seinen Rat, ehe er sein Amt antrat. Konfuzius sagte: „Wenn man höflich und zugleich vorsichtig ist, braucht man auch den Mutigen nicht zu fürchten. Ist man großmütig und aufrichtig, kann man auch den Starken beschwichtigen. Wenn man sanft ist, aber innere Entschlossenheit besitzt, kann man sogar das Böse beherrschen.“ Shiro verbeugte sich vor ihm zweimal höflich, bedankte sich und trat mit Freuden sein Amt an.

Nachdem Shiro in Ho angekommen war, lud er zunächst die Mächtigen, die Widerständler und andere ein und sprach offen zu ihnen. Er wollte sie nicht für sich gewinnen, sondern nur seine Absichten klarmachen, denn er wußte, daß Konfuzius immer gesagt hatte: „Ohne die menschliche Moral zu kennen, darf man keinen zum Tode verurteilen.“ Seine nüchterne Aufrichtigkeit schien auf das wilde Temperament der Leute Eindruck zu machen. Alle diese Männer schätzten seine offene und freie Art. Schon damals war Shiro als einer der mutigsten Schüler des Konfuzius im ganzen Land bekannt. Konfuzius hatte einmal gesagt: „Das richtige Urteil wird nur Yu fällen, auch wenn er nur eine Seite hört.“ Und jetzt wurden diese Worte dermaßen übertrieben, daß die Männer in Ho auf solch einen Ruf achteten.“

Drei Jahre danach hielt sich Konfuzius zufällig in Ho auf. Sogleich, als er das Land betrat, sagte er: „Gut! Yu, du bist würdig und zuverlässig.“ In der Stadt sagte er: „Gut! Yu, du bist treu und mild.“ Schließlich trat er in das Haus Shiros ein und sagte: „Gut! Yu, du bist ein Mann von einsichtigen Beschlüssen.“ Dann

fragte Shiko, der das Pferd des Konfuzius am Zügel hielt, warum er Shiro, ohne ihn gesehen zu haben, gelobt hatte. Da antwortete Konfuzius, sowie man das Land betreten habe, sähe man, daß die Erde reich und fruchtbar sei, das neubebaute Land sich weit erstrecke, und viele Wasserwege im Feld in Ordnung seien. Weil der Herrscher ehrlich und treu sei, leisteten die Leute nach Kräften ihr Bestes. In der Stadt gab es feste Zäune, die die Häuser umgaben, und die Bäume hatten üppiges Laub. Daraus erkenne man, daß der Herrscher zuverlässig und mild sei und die Menschen in ihrem Streben nicht behindere. Als er dann endlich zu Shiros Garten kam, umgab ihn friedliche Stille, und die Knechte waren Shiro gehorsam und treu ergeben. Die Worte des Herrschers waren von Einsicht und Entschlossenheit erfüllt, so daß in der Verwaltung seines Landes keine Verwirrung entstand. Er brauchte Shiro gar nicht zu sehen, um zu wissen, wie die Regierung in seinem Lande war.

## 15

Als Ei, der König des Landes Ro, in der westlichen, großen Ebene auf die Jagd ging und einen Greif fing, war Shiro für eine Weile von Ei nach Ro heimgekehrt. Da verriet ein Mann namens Eki sein Vaterland Shotchu und floh nach Ro. Er hatte Shiro einmal kennengelernt und sagte: „Wenn Shiro für mich bürgt, brauche ich die Sicherheit des Landes Ro nicht“. Damals war es Sitte, daß ein Flüchtling erst in Sicherheit leben konnte, wenn das Land, in das er geflohen war, sich für sein Leben verbürgte, aber dieser Mann verzichtete auf die Sicherheitsgarantie von Ro, sondern wollte die eines einzelnen Mannes. Shiro war im ganzen Land dafür bekannt, daß er noch am selben Tag sein Versprechen ohne zu zögern einlöste. Aber eine solche Bitte lehnte er rundweg ab. Da sagte einer zu ihm: „Eki vertraut nicht den Worten eines Landes, sondern nur auf Sie allein. Darauf können Sie doch stolz sein, aber statt dessen schämen sie sich?“ Shiro antwortete: „Wenn das Land Ro mit dem

Land Shotchu Krieg führt, und man mir befiehlt, in dieser Burgstadt zu sterben, werde ich das mit Freuden tun. Aber Eki hat sein Land verraten und ist ein schlechter Untertan. Wenn ich ihn schütze, erlaube ich Verrat. Ich brauche also nicht darüber nachzudenken, ob ich das kann oder nicht.“

Als die Männer, die Shiro gut kannten, das erfuhren, mußten sie unwillkürlich lächeln, denn das entsprach ganz genau seinen Worten und Taten.

Im gleichen Jahr tötete Chin Ko vom Lande Sei seinen Herrn. Nachdem Konfuzius sich drei Tage lang Reinigungszeremonien unterzogen hatte, trat er vor den König Ei und bat ihn, für die Gerechtigkeit im Lande Sei zu kämpfen. Er bat ihn dreimal, aber der König erhörte seine Bitten nicht, weil er die Macht des Landes Sei fürchtete. Er sagte, er solle sich doch an Ki Son wenden, aber auch von ihm war keinerlei Hilfe zu erwarten. Er verließ den Herrscher und sagte zu jemandem: „Ich soll meinem Herren gehorchen, und ich soll ihm sagen, was man sagen muß.“ Er dachte, es sei zwar vergeblich, aber seine Pflicht, weil er eine wichtige Stellung einnahm. (Damals war er in diesem Staat nämlich Minister.)

Shiros Gesicht verdüsterte sich ein wenig. Hat sein Herr das nur um der Form willen getan? Wenn er also nur die Form gewahrt hat, hat er seinen gerechten Zorn nur besänftigt, aber das Unrecht nicht beseitigt. Sein Zorn muß also nicht so groß sein.

Fast vierzig Jahre ging Shiro bei Konfuzius in die Lehre, aber diese Kluft zwischen Lehrer und Schüler blieb auch weiterhin bestehen.

Während Shiro in Ro war, starb Koshuku Gyo, der die politische Stütze des Landes Ei gewesen war. Danach betraten seine listige Witwe Hakuki, die Schwester des geflohenen Prinzen Kai Gai, die politische Bühne. Der Sohn Ko Kai beerbte den Vater Koshuku Gyo,



aber nur formell. Der jetzige König Cho war der Neffe Hakukis, und ihr jüngerer Bruder war der entflohene Prinz, der sich nun des Thrones bemächtigen wollte. Sie sollte zu beiden gleich freundlich sein, aber sie zog den Bruder gegenüber dem Prinzen vor, denn es herrschte eine schwierige Lage, die sich durch Liebe, Haß und Machtinteressen noch verkompliziert hatte. Nach dem Tod ihres Mannes plante sie, den jetzigen König zu verbannen, so daß sie Kon Ryofu, einen schönen jungen Mann, der einmal Page gewesen war und jetzt bei ihr in hoher Gunst stand, oft als Boten zu dem Bruder schickte.

Als Shiro wieder nach Ei zurückkehrte, fühlte er, daß die dunklen Wolken eines Staatsstreiches heraufzogen, weil der Streit zwischen Vater und Sohn immer heftiger geworden war.

Es war im Dezember im vierzigsten Regierungsjahr des Königs Sho aus dem Lande Shu. Gegen Abend kam ein Bote in Shiros Haus hereingestürzt. Er war von Ran Nei, dem Burgvogt der Familie Ko, und meldete: „Heute ist der frühere Prinz Kai Gai in die Hauptstadt eingezogen. Er ist jetzt in das Haus des Herrn Kos eingedrungen, hat das Familienoberhaupt zusammen mit Hakuki und Kon Ryofu bedroht und sich des Thrones bemächtigt. Das ist jetzt schwer rückgängig zu machen. Ich (Ran Nei) will jetzt mit dem König Ei in das Land Ro fliehen. Ich bitte Sie, für die Zukunft der Stadt zu sorgen.“

Nun hatte die Stunde geschlagen, dachte Shiro. Da hörte er, daß sein unmittelbarer Vorgesetzter Herr Ko Kai gefangen und bedroht wurde, jetzt konnte er nicht länger schweigen. Er griff schnell zu seinem Schwert und eilte zum Schloß.

Shiro wollte durch das äußerste Tor hinein. Da stieß er mit einem kleinen Mann zusammen. Das war der ehrliche, kleinmütige Sai, der mit ihm zusammen ein Schüler bei Konfuzius gewesen war und auf Empfehlung Shiros ein höherer Beamter in diesem Land

geworden war. Er sagte, das innere Tor sei schon geschlossen. Doch Shiro wollte auf jeden Fall hinein. Das sei unmöglich, sagte Sai, und er werde sich nur unnötig in Gefahr begeben. Da antwortete Shiro wütend: „Was, du dienst der Familie Ko? Weshalb willst du dann der Gefahr entgehen?“

Nachdem er Sai abgeschüttelt hatte, drang er bis zum inneren Tor vor, das aber von innen geschlossen war. Heftig schlug er gegen die Tür. Da rief jemand nach draußen: „Hier ist der Eintritt verboten.“ Shiro hörte das und brüllte, weil er Ko Sonkan an seiner Stimme erkannte: „Ich bin nicht so einer, der seinen Herrn verrät und bei Gefahr davonläuft. Wer seinem Herrn dient, steht ihm auch in der Not bei. Mach schnell auf!“

Gerade in diesem Augenblick trat ein Bote nach draußen und Shiro sprang hinein.

Im Garten war eine riesige Menschenmenge versammelt. Es waren Untertanen, die sich im Namen Ko Kais zur Ernennung des neuen Königs versammelt hatten. Auf ihren Gesichtern zeigte sich Bestürzung, Verlegenheit und auf ihrem Rücken leichtes Zögern. Auf dem Balkon wurde der junge Ko Kai von seiner Mutter Hakuki und seinem Onkel Kai Gai festgehalten und gezwungen, allen die jetzige politische Veränderung und die Thronbesteigung des neuen Königs zu verkünden.

Shiro, der hinter der Menschenmenge stand, brüllte zu dem Balkon hinauf. „Weshalb habt ihr Ko Kai gefangen? Laßt ihn sofort los! Selbst wenn ihr ihn umbringt, könnt ihr die Gerechten nicht vernichten.“

Shiro wollte zuerst seinen Herrn retten. Einen Augenblick lang legte sich der Lärm in dem großen Garten und alle wendeten sich nach ihm um, nun begann er die Leute aufzuhetzen. „Der Prinz ist wegen seiner Feigheit berühmt. Wenn man unter dem Balkon ein Feuer legte, ließe er aus lauter Angst Ko Kai bestimmt los. Schnell, legen wir ein Feuer! Los!“

Im Abenddunkel brannten die Wachfeuer schon an allen Ecken

und Enden des Gartens. Auf diese Feuer zeigte er mit seinen Fingern und rief: „Nehmt das Feuer! Wer dem verstorbenen Koshuku Gyo dankbar ist, verbrennt damit den Balkon und rettet ihn!“

Die Usurpatoren auf dem Balkon fürchteten sich sehr und befahlen den zwei Fechtern, Seki Kitsu und U En, Shiro zu töten.

Shiro und diese zwei Fechter lieferten sich mit ihren Schwertern einen verzweifelten Kampf. Doch der frühere Held wurde von seinem Alter besiegt. Er wurde immer erschöpfter und sein Atem wurde schwer. Als die Masse sah, wie schlecht es um ihn stand, machten sie ihm ihre Ablehnung erst durch ihr Verhalten klar. Dann zischten sie ihn aus, und schließlich schlugen unzählige Stöcke und Steine auf ihn ein. Die Spitze einer Hellebarde streifte seine Wange. Das Band seiner Krone wurde zerschnitten und seine Krone drohte zu Boden zu fallen. Als Shiro sie mit seiner Linken halten wollte, durchdrang die Schwertspitze des anderen Gegners seine Schulter. Das Blut spritzte, und Shiro fiel mit seiner Krone zu Boden. Während er zu Boden fiel, streckte er seine Hand aus und hob die Krone auf, setzte sie auf sein Haupt und band sie fest. Schwer getroffen von dem Schwert des Feindes und unter strömendem Blut schrie Shiro, seine letzten Kräfte aufbietend:

„Seht! Ein Mann von Tugend stirbt, die Krone stolz auf seinem Haupt tragend.“

Darauf wurde Shiro wie Essigfleisch in Stücke zerschlagen und starb.

Konfuzius, der in dem fernen Ro von dem Staatsstreich im Lande Ei hörte, sagte sogleich: „Sai wird zurückkommen. Doch Yu wird sterben.“ Als man ihm mitteilte, daß seine Ahnung zugetroffen hatte, blieb der alte Weise eine Weile stehen, schloß die Augen und vergoß dann bitterliche Tränen, und wie er hörte, daß Shiros Leiche zur Strafe in Salz eingelegt worden war, ließ er alle eingesalzene Speisen im Haus wegwerfen, und von da an kam kein Salzfleisch mehr auf den Tisch.

## Der Tiger im Mondlicht

Im Westen des Berges Rosai lebte einmal ein Mann namens Ri Cho, der hochbegabt und sehr gelehrt war. Im letzten Jahr der Tempo Ära (755) bestand er trotz seiner jungen Jahre das schwierigste Staatsexamen und wurde bald darauf Gemeindegewaltiger südlich des Yangtse Flußes, doch er war engherzig und hatte ein viel zu großes Selbstbewußtsein, so daß es unter seiner Würde war, sich mit einer von ihm so verachteten Stellung zufrieden zu geben. Schon bald gab er sein Amt auf, kehrte zu seinem Geburtsort Kakuryaku zurück, brach den Umgang mit anderen Menschen ab und widmete sich ausschließlich der Dichtkunst. Er wollte lieber als Poet in die Geschichte eingehen und nicht Jahrzehnte lang als ein kleiner Beamter gemeinen Vorgesetzten schmeicheln. Doch es war nicht so leicht, dichterischen Ruhm zu erlangen. Von Tag zu Tag verschlechterten sich seine Lebensumstände und schließlich verlor er die Geduld. Sein Gesicht wurde immer finsterner und strenger, es fiel immer mehr ein, daß die Knochen neben seinen scharfblickenden Augen hervortraten. Der schöne Jüngling, Ri Cho, mit seinen prallen Wangen, der einmal das Staatsexamen bestanden hatte, war nicht mehr wiederzuerkennen. Nach einigen Jahren wurde seine Armut so unerträglich, daß er, um seine Familie zu ernähren, sich beugte, sich wieder nach Osten aufmachte und gegen seinen Willen die geringe Stellung eines Provinzialbeamten annahm. Über seine dichterische Begabung war er schon halb verzweifelt. Seine früheren Kollegen, diese Dummköpfe, die er damals keines Blickes gewürdigt hatte, waren nun seine Vorgesetzten und erteilten ihm Befehle, was den Stolz von Ri Cho, dessen Talent früher von allen anerkannt gewesen war, tief verletzte. Dieses freudlose Dasein versetzte ihn in tiefe Schwermut, und er konnte seinen Wahnsinn kaum noch unterdrücken. Ein Jahr später, als er auf einer Dienstreise bei dem Fluß Josui übernachtete, kam sein Wahnsinn

schließlich doch zum Ausbruch. Mitten in der Nacht, mit völlig veränderter Gesichtsfarbe, stand er plötzlich vom Bett auf, Unbegreifliches ausrufend sprang er barfuß nach unten, lief in die stockfinstere Nacht hinein und ward von da an nie wieder gesehen. Man suchte ihn in den Bergen und Feldern der Gegend, aber man fand von ihm keine Spur. Was danach aus Ri Cho geworden ist, weiß niemand.

Im nächsten Jahr weilte ein höherer Aufsichtsbeamter namens En San, der auf kaiserlichen Befehl auf dem Weg nach Reinan war, in dem Dorf Shōo. Als er am anderen Morgen vor Sonnenaufgang aufbrechen wollte, sagte der Stationsvorsteher zu ihm, daß man wegen eines menschenfressenden Tigers hier nur bei Tageslicht reisen könne. Es sei jetzt noch zu früh, und er solle lieber noch ein bißchen warten. En San ließ sich von dem Stationsvorsteher nicht beirren, denn er stützte sich auf ein riesiges Gefolge, und machte sich auf den Weg. In der Morgendämmerung schien noch der Mond und, als sie gerade auf einer Waldwiese entlanggingen, sprang wie erwartet ein wilder Tiger aus dem Gebüsch hervor. Beinahe hätte er sich auf En San gestürzt, doch im letzten Moment sprang er zur Seite und versteckte sich wieder im Gebüsch. Da hörte er im Gebüsch, wie eine menschliche Stimme wiederholt murmelte: „Das war aber gefährlich.“ Er mußte diese Stimme schon einmal gehört haben. Mit Entsetzen fiel es ihm wieder ein, und er rief: „Ist das nicht die Stimme meines Freundes Ri Cho?“ En San hatte mit Ri Cho zusammen das Staatsexamen bestanden und war für ihn von nur wenigen der beste Freund geworden. Wahrscheinlich weil En San wegen seiner Sanftmut mit dem streitsüchtigen Ri Cho nie eine Auseinandersetzung hatte.

Es dauerte eine Weile, bis En San aus dem Gebüsch eine Antwort bekam. Er hörte nur ein leises Schluchzen. Dann aber antwortete ihm eine leise Stimme: „Ja, du hast recht. Ich bin Ri Cho aus Rosai.“

En San vergaß seine Furcht, stieg vom Pferd ab, näherte sich dem Busch. Sehnsuchtsvoll erinnerte er sich ihrer früheren Freundschaft und fragte ihn, warum er nicht hinter seinem Busch hervorkäme. Ri Cho antwortete, er habe jetzt nicht seinen eigenen Körper, deshalb schäme er sich, seinem Freund in einer so häßlichen Gestalt zu begegnen. Wenn

er sich so dem Freunde zeigte, versetzte er ihn ganz bestimmt in Angst und Schrecken. Das Wiedersehen mit seinem Freunde sei für ihn so unerwartet, daß er vor lauter Sehnsucht sein fürchterliches Aussehen vergesse. „Bitte unterhalte dich eine Weile mit mir, denn ich bin einmal dein Freund gewesen, aber jetzt sehe ich ganz abscheulich aus.“

En San behandelte diese übernatürliche Erscheinung als etwas ganz Natürliches und war ganz arglos, doch wenn er später daran zurückdachte, kam ihm das wie ein Wunder vor. Er befahl seinen Gefolgsleuten, den Zug anzuhalten, stellte sich an den Busch und redete mit seinem Freund, der im Versteck lag, über die Gerüchte in der Hauptstadt, über die alten Freunde und seine jetzige hohe Stellung. Ri Cho gratulierte ihm. Dabei sprachen sie mit der gleichen Vertrautheit miteinander, die sie auch in ihrer Jugendzeit miteinander verbunden hatte. En San fragte dann, was eigentlich mit Ri Cho geschehen sei. Da antwortete Ri Cho ihm folgendes:

„Vor einem Jahr, als ich während einer Dienstreise in der Nähe des Flußes Josui übernachtete, erwachte ich aus einem leichten Schlaf, weil zufällig jemand von draußen meinen Namen rief. Ich folgte der Stimme und ging hinaus. Aus der Finsternis rief sie mich immer wieder zu sich, und ohne zu überlegen lief ich hinter dieser Stimme her. Ich lief wie besinnungslos, und plötzlich befand ich mich in einem Bergwald. Da bemerkte ich auf einmal, daß ich plötzlich auf allen Vieren lief. Ganz leicht sprang ich von einem Felsen zum anderen, und ich hatte das Gefühl, daß mein Körper von Kraft ganz erfüllt war. Auf einmal merkte ich, wie mir an Finger und Armen Haare wuchsen. Als ich in der Morgendämmerung mein Spiegelbild in einem Bergbach erblickte, da war ich schon in einen Tiger verwandelt. Ich traute meinen Augen nicht. Das muß doch ein Traum sein, dachte ich, denn ich hatte schon einmal die Erfahrung gemacht, im Traum festzustellen, daß ich träumte. Als ich aber merkte, daß es sich hier keinesfalls um einen Traum handelte, war ich ganz entsetzt. Ich hatte furchtbare Angst und glaubte, es könnte wirklich alles geschehen. Aber warum mußte ausgerechnet ich ein Tiger werden? Das verstehe ich nicht. Wir begreifen es nicht, was auch

immer uns zustößt. Ohne den Grund zu verstehen, müssen wir still unser Los ertragen. Es ist unser Schicksal zu leben, ohne zu wissen warum. Sogleich wollte ich mir das Leben nehmen. Aber als ein Hase direkt vor meinen Augen vorbeilief, da war der Mensch in mir erloschen. Als ich wieder zu mir kam, war mein Mund mit dem Blut des Hasen befleckt, und um mich herum lagen seine Haarfetzen. Das war meine erste Erfahrung als Tiger. Es wäre mir unerträglich zu erzählen, was ich seitdem alles getan habe. Für einige Stunden am Tag kehrt in mir des menschliche Gefühl wieder zurück. Dann kann ich in der Sprache der Menschen sprechen, schwierige Sachen denken und sogar Worte aus klassischen Werken rezitieren. Wenn ich nun mit menschlichem Gefühl auf die Grausamkeiten zurückblicke, die ich als Tiger begangen habe, und über mein trauriges Los nachdenke bin ich vor Angst und Zorn tief betrübt. Aber die Zeit, die ich als Mensch verbringe, wird von Tag zu Tag kürzer. Bis jetzt habe ich darüber nachgedacht, warum ich ein Tiger geworden bin, aber neulich ertappte ich mich dabei, wie ich darüber nachdachte, warum ich früher ein Mensch war. Ich war erschüttert. Noch eine Weile und meine menschliche Seele wird in den tierischen Gewohnheiten ganz begraben sein, wie die Grundsteine eines alten Schlosses, das allmählich im Sand versinkt. Dann werde ich meine Vergangenheit vergessen haben und nur noch als ein wütender Tiger herumrasen. Wenn ich dir wieder einmal so wie heute begegne, werde ich dich nicht mehr erkennen und dich ohne Reue zerfleischen. Nicht nur die Menschen sondern auch die Tiere waren sicher vorher einmal etwas anderes. Zuerst haben sie sich daran erinnert, aber allmählich haben sie das vergessen und glauben jetzt, sie seien immer das gewesen, was sie jetzt sind. Aber das kümmert mich nicht weiter. Wenn die menschliche Seele in mir ganz ausgelöscht sein wird, werde ich glücklicher sein. Nur der Mensch in mir fürchtet sich davor. Ja, wirklich, wie fürchterlich, wie traurig, wie schmerzlich ist es mir, die Erinnerung an mein menschliches Dasein zu verlieren. Das kann niemand außer mir begreifen, wenn er nicht das gleiche Schicksal wie ich erlitten hat. Ach ja, jetzt fällt es mir ein. Ich habe eine Bitte an dich, bevor der Mensch

in mir ganz verloschen ist.“

Nicht nur En San, sondern auch sein Gefolge hörte mit angehaltenem Atem der seltsamen Geschichte zu, die Stimme im Gebüsch erzählte. Mit ihrer Geschichte fortfahrend sagte sie:

„Für mich gab es kein anderes Ziel als mein künftiger, dichterischer Ruhm. Doch ereilte mich dieses Schicksal, ehe meine früheren hundert Gedichte noch bekannt geworden waren. Und wahrscheinlich weiß man gar nicht, wo die von mir hinterlassenen Schriften sich befinden. Immerhin kann ich einige Dutzend von ihnen noch auswendig, und ich würde dich gerne bitten, daß du diese Gedichte für mich aufschreibst. Ich habe dabei nicht die Absicht, dir zu zeigen, daß ich ein Dichter bin. Ich selbst kann meine eigenen Werke nicht beurteilen. Jedenfalls zerstörte ich meine Familie, und ich selbst wurde wahnsinnig. Ich habe nur den einen Gedanken, daß ich beruhigt sterben könne, wenn ich auch nur einen Teil meiner Gedichte der Nachwelt hinterlasse.“

En San befahl seinen Untergebenen die Gedichte niederzuschreiben. Hell und klar vernahm man Ri Chos Stimme aus dem Gebüsch. Es waren etwa dreißig Gedichte von elegantem Stil und großem Gedankenreichtum. Wenn man sie einmal gehört hatte, bemerkte man sofort die außergewöhnliche Genialität des Dichters. Auch En San war voll Bewunderung für seine Gedichte, aber er hatte das ungewisse Gefühl, daß der Dichter zwar zweifellos eine ganz hervorragende Begabung hatte, aber ihm irgendwie die letzte Feinheit fehlte, um erstklassig zu sein.

Nachdem Ri Cho seine alten Gedichte vorgetragen hatte, sprach er plötzlich so, als ob er sich verachtete.

„Selbst in der Gestalt eines Tigers träume ich davon, daß meine Gedichtsammlung auf den Tischen der vornehmsten Leute der Hauptstadt liegt. Aber das ist nur ein Traum in meiner Felsenhöhle! Lacht nur über mich, den jämmerlichen Menschen, dem es versagt war, ein Dichter zu werden, und der stattdessen ein Tiger geworden ist. (En San erinnerte sich mit Trauer daran, daß Ri Cho schon früher dazu neigte, sich zu verachten.) Zu eurem Vergnügen will ich mein jetziges Gefühl in Versen improvisieren. Dann kann ich euch zeigen, daß der frühere Ri



Cho auch noch in einem Tiger weiterlebt.“

Wieder ließ En San einen seiner Untergebenen dieses Gedicht aufschreiben, es lautete so:

Zufällig bin ich dem Wahnsinn verfallen und befinde mich in einem jämmerlichen Zustand.

Von Innen und Außen hat mich das Unglück ereilt, und ich kann ihm nicht entfliehen.

Heute kann mir niemand Widerstand leisten, denn ich habe sehr scharfe Krallen und Eckzähne.

Damals, als wir beide das Staatsexamen bestanden haben, hat man uns als begabt gepriesen.

Aber jetzt bin ich kein Mensch mehr und verstecke mich im Gebüsch.

Du fährst mit deinem Wagen als stattlicher Beamter einer glänzenden Zukunft entgegen.

In dieser Abenddämmerung scheint der helle Mond hoch über den Bergen.

Statt ihn anzubellen, gebe ich nur einen kurzen Seufzer in tiefer Trauer von mir.

Der Mond war schon blaß, der weiße Tau breitete sich auf der Erde aus, und der kühle Wind, der durch den Wald zog, verkündete den herannahenden Morgen. Die Leute hatten nun vergessen, wie merkwürdig dieses Ereignis war, und sie beklagten von Erfurcht ergriffen das traurige Schicksal des Dichters. Wieder erklang die Stimme von Ri Cho.

„Gerade eben sagte ich, daß ich nicht wüßte, warum mich ein solches Schicksal ereilte, aber wenn ich es mir genau überlege, fällt mir der Grund dafür ein. Als ich noch ein Mensch war, vermied ich möglichst den Umgang mit anderen Menschen. Man sagte immer, ich sei stolz und hochmütig gewesen. Aber die Leute wußten nicht, daß das aus meiner Schüchternheit entstanden ist. Da man mich früher in meiner Heimat ein Genie genannt hatte, war es ganz natürlich, daß ich mich selbst

überschätzte. Aber dieser Hochmut ist aus Feigheit entstanden. Ich wollte durch meine Dichtung Ruhm erlangen, aber ich wollte bei keinem Meister in die Lehre gehen oder mit anderen Dichtern zusammen mich mit unermüdlicher Anstrengung um die Dichtkunst bemühen. Auch unter Spießern zu leben, war mir zuwider. An all dem ist meine feige Selbstüberschätzung und mein Hochmut aus Schamgefühl schuld. Ich fürchtete, daß ich kein Talent hatte und gab mir nicht die Mühe, daran ernsthaft zu arbeiten. Weil ich aber so halb an meine Begabung glaubte, hielt ich es für müßig, mit mittelmäßigen Leuten zu verkehren. Ich brach mit dieser Welt und entfremdete mich immer mehr von den anderen Menschen. Trauer, Leid und Ärger erfüllten schließlich ganz meine feige Selbstüberschätzung. Der Mensch ist der Dompteur seiner Eigenschaften, die er wie ein Raubtier dressiert. Das Raubtier in mir war jenes hochmütige Schamgefühl, nämlich ein Tiger. Es schadete mir, quälte meine Frau und Kinder und verletzte meine Freunde, bis schließlich mein äußere Gestalt mit der Inneren übereinstimmte. Wenn ich jetzt daran denke, habe ich mein geringes Talent ganz unnütz verpraßt. Ich verstellte mich und sagte im Spott, das Leben ist zu lang, um gar nichts zu machen, aber um eine wirkliche Tat zu vollbringen, ist es kurz, weil sonst meine Tatenlosigkeit ans Licht käme, und so verbrachte ich meine Zeit feige, ängstlich und in einer Faulheit, die jegliche Mühe scheute. Es gibt viele, die weniger begabt sind als ich, aber trotzdem ihre geringe Begabung weiterentwickelten und zu großen Dichtern wurden. Erst jetzt, nachdem ich ein Tiger geworden bin, bemerke ich das erst. Wenn ich das bedenke, empfinde ich jetzt Neid und bittere Reue. Für mich ist es unmöglich, als Mensch weiterzuleben. Selbst wenn ich mir ein wunderbares Gedicht ausdenke, fehlt mir die Methode, es bekannt zu machen. Von Tag zu Tag nehme ich immer mehr das Wesen eines Tigers an. Was kann ich machen? Ist das meine nutzlos verschwendete Vergangenheit? Ich kann es nicht mehr ertragen. Dann sprang ich auf die Felsen des Berges drüben und brüllte in die leeren tiefen Täler hinab. Ich wollte jemandem meine brennende Traurigkeit klagen. Auch gestern Abend habe ich dort dem Mond entgegebrüllt, damit jemand mein Leid

verstehen kann. Aber als die Tiere mein Gebrüll hörten, bekamen sie große Angst und warfen sich auf den Boden. Die Berge, die Bäume, der Mond und der Tau denken, daß ein Tiger nur vor Wut tobend brüllt. Wenn ich vor Traurigkeit in die Luft springe oder mich auf die Erde niederwerfe, versteht mich keiner. Auch damals, als ich noch ein Mensch war, verstand niemand, daß ich in meinem Inneren sehr verletztlich war. Daß mein Haar feucht wurde, lag nicht allein am Tau.“

Schließlich lichtete sich die Dunkelheit. Durch den Wald hörte man in der Ferne den traurigen Klang des Hornes, das den Morgen verkündete.

„Die Zeit des Abschieds ist jetzt gekommen, die Zeit, da ich mich wieder betrinken muß, und ich mich wieder in einen Tiger verwandle.“ sagte Ri Cho. „Doch bevor ich mich verabschiede, hätte ich eine Bitte. Sie betrifft meine Frau und Kinder, die jetzt noch in Kakuryaku wohnen und nichts von meinem Schicksal wissen. Wenn du nach Süden zurückkehrst, sage ihnen bitte, daß ich nicht mehr am Leben bin. Ich möchte auch nicht, daß du ihnen erzählst, was du heute morgen erlebt hast. Entschuldige die unverschämte Bitte, aber erbarme dich ihrer Einsamkeit und Schwäche, damit sie nicht vor Hunger und Kälte auf der Straße umkommen. Für deine Wohltaten kann ich nichts weiter als dir meinen herzlichen Dank sagen.“

Nachdem er zu Ende geredet hatte, hörte man im Gebüsch sein Schluchzen. Auch En San kamen die Tränen, und er versprach, er werde sich ganz nach seinen Wünschen richten. Doch En San kehrte wieder zu dem sich selbstverachtenden Ton zurück.

„Eigentlich hätte ich dich zuerst um meine Familie bitten müssen, solange ich ein Mensch war. Aber meine erbärmliche Dichtkunst war mir wichtiger als meine Familie, die vor Hunger und Kälte fast umkommt. Als Strafe dafür wurde ich so ein Untier.“

Dann fügte er hinzu: „Wenn du von Reinan zurückkommst, kannst du nicht mehr diesen Weg nehmen, denn ich fürchte, daß ich dich dabei in meiner Trunkenheit nicht mehr erkennen kann und dich anfallen werde. Wenn du nach unserem Abschied auf den hundert Schritte vor uns liegenden Hügel steigst, dann schau dich bitte nach mir um! Ich

möchte dir noch einmal meine jetzige Gestalt zeigen, nicht aus mutigem Stolz, sondern, damit du wegen meines häßlichen Aussehens nie wieder den Wunsch verspürst, mich wiederzusehen.

En San verabschiedete sich freundlich von ihm vor dem Busch und bestieg sein Pferd. Aus dem Busch ertönte ein unsäglich trauriges Schluchzen. Auch En San weinte, aber reiste ab, sich immer wieder umsehend.

Als er und sein Gefolge auf dem Hügel angekommen waren, blickten sie sich, wie ihnen gesagt war, um und schauten auf die Waldwiese herab. Da sprang ein Tiger aus dem Gebüsch auf die Straße. Er schaute zu dem schon verblassenden Mond auf, brüllte zwei- dreimal und verschwand im Gebüsch. Von da an ward der Tiger nie wieder gesehen.

〈付記〉

使用テキスト, 参考にした文献, 作品などは次号掲載の『李陵』のドイツ語訳のあとがきに記したい。